

getrieben hatte. Bald zerstreuten sie sich wieder und lösten sich auf wie ein Nebelfleck. Und wunderbar hell, in klarem, rötlichblauem Lichte begrenzte meinen Blick ein Zug von schneeigen Höhen, der schon viele Tagereisen weit entfernt lag. Viele breite Stepentäler und Steppenberge, alle NW—SO ziehend mit zahllosen Felsecken, mit Kuppen und Gipfelreihen, trennten uns davon. Von dem großartigen Panorama vor mir versuchte ich vergeblich, ein Bild als Erinnerung mitzunehmen. Umsonst stellte ich die Kamera auf. Die Photographie vermag das Unermeßliche nicht wiederzugeben. Sie liefert höchstens einen häßlichen Abklatsch, eine Karikatur. Die photographische Platte vermag uns nicht aus eigener Kraft von Tibet zu erzählen; man muß wissen, was jedes Pünktchen auf ihr in Wirklichkeit bedeutet, man muß es leben sehen.

Am Nachmittag war es windstill und die Sonne strahlte in diesen Höhen von 3000 m mit voller Kraft. Meine Leute hockten um den Teekessel und ließen bald nach dem Schafpelz Nr. 1 auch ihren Schafpelz Nr. 2 von den Schultern gleiten. Halbnackt saßen die tiefgebräunten Gestalten da und fingen mit Brust und Rücken die Sonnenstrahlen auf. Kaum war aber am Abend, so gegen 5 Uhr, die Sonne verschwunden, so ward es bitter kalt, der Schnee knirschte und pfiß unter jedem Tritt. Alles Hauchen wollte nicht helfen; die Tinte in der Feder gefror schon auf dem Wege von dem Tintenzug, das ich über meiner Kerze erwärmte, bis zu dem Schreibpapier. Und doch weiß jeder, der in unwirtlichen Gegenden gereist ist, daß, was man nicht gleich am Abend ins reine geschrieben hat, später nur schwer mehr nachzuholen ist, denn neue und immer neue Eindrücke stürmen auf den Reisenden ein. Unter dem Alltäglichen, unter den Sorgen der Verwaltung, unter Kleinigkeiten, die aber am Tage selber doch wichtig sind, wird das Wesentliche, um dessentwillen man reist, nur zu leicht verdeckt und vergessen.

In meinem Zelte sitzend, erlauschte ich in dieser ersten Nacht durch die dünne Kanevaswand eine lange Beratung meiner Diener, welche mir die Stimmung solcher tibetischer Reisenächte vollenden half.

So freundlich mich die Mönche von Gomba soma bewirten, sie hatten es nicht unterlassen können, meine chinesischen Begleiter in große Unruhe und Sorge zu versetzen. Sie hatten ihnen erklärt und, wie es scheint, um ihren Worten mehr Nachdruck zu verleihen, auch durch ein rasch befragtes Orakel noch fester bewiesen, daß meine Expedition unglücklich enden würde. Das Orakel lautete: „Sieben Menschen werden Unglück haben!“ Wir waren nun sieben Menschen mit dem Hsië dia zusammen, und die Lamas hatten behauptet, wenn ich als Ungläubiger ein Loch in das Eis des Kuku nor schlage, um die Tiefe des Sees zu ergründen, so würden die Götter darob erzürnen, das Eis mit einem Male zerrinnen lassen und nicht bloß ich, sondern auch alle meine Begleiter würden elendiglich umkommen. Es sei dann aber auch keine Möglichkeit mehr, zu den Mönchen auf die heilige Insel, die in der Mitte des Sees liegt, zu gelangen, die Pilger könnten nicht mehr ihr Ziel erreichen und die Mönche auf der heiligen Insel müßten während des kommenden Sommers langsam verhungern, weil ihnen niemand mehr Essen bringen könne. Schon das Jahr vorher sei der See um die Insel herum nicht zugegangen und niemand auf die Insel gekommen. Um also den Mönchen auf der Insel zu helfen, hatten die von Gomba soma meine Leute aufgefordert, auszureißen oder zu streiken. Dies wurde nun des langen und breiten bis in die tiefe Nacht hinein im Flüsterton am Lagerfeuer verhandelt.